



Elena Gorokhova

RUSSISCHES TATTOO

Ein Memoir

Aus dem Englischen
von Saskia Bontjes van Beek

dtv

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher**
www.dtv.de

Von Elena Gorokhova ist bei dtv außerdem erschienen:
Goodbye Leningrad (14273)

Die Wiedergabe russischer Eigennamen folgt der Duden-Transkription, mit Ausnahme des Namens der Autorin. Es kommt zu weiteren Abweichungen, wenn sich im Deutschen eine andere Schreibweise durchgesetzt hat.



Deutsche Erstausgabe 2015
dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
Die Originalausgabe erschien 2015 unter dem Titel
›Russian Tattoo‹ bei Simon & Schuster, New York.
Copyright © 2015 by Elena Gorokhova
© 2015 der deutschsprachigen Ausgabe:
dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlaggestaltung: Katharina Netolitzky unter Verwendung von Fotos
von plainpicture / Tobias Leinitz und gettyimages / Anna Wray
Gesetzt aus der Minion Pro 10/14
Satz: Greiner & Reichel, Köln
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-26068-8

Für Andy und Laurenka

Cut yourself free of what you love and hope
that the wound heals.

– J. M. COETZEE, ›Summertime‹

TEIL 1

Robert

KAPITEL I

Ich wünschte, ich hätte einen klaren Kopf und könnte mich auf meine unmittelbar bevorstehende Zukunft in Amerika konzentrieren. Ich befinde mich zwölf Kilometer über der Erde – besser gesagt vierzigtausend Fuß, gemäß dem neuen, nicht-metrischen System, mit dem ich mich erst noch vertraut machen muss. Jedes Mal wenn ich zum Bildschirm aufblicke, der die Position meines Aeroflot-Fluges anzeigt, ist diese Zukunft ein Stück näher gerückt. Das Miniaturflugzeug ist wie eine Nadel über dem Atlantik, die mit dem Faden unserer Flugroute die beiden Hemisphären zusammennäht. Ich wünschte, ich könnte mich auf das, was mich erwartet, einstellen und meine Gedanken aus dem Treibsand meines bisherigen Lebens befreien. Aber das kann ich nicht. Ich muss immer wieder an das gramzerfurchte Gesicht meiner Mutter auf dem Leningrader Flughafen denken, an ihren Blick, so offen wie eine frische Wunde, an ihren Geruch nach *Apfel-warenje* aus unserer Datscha und den stechenden Formaldehydgeruch, den sie aus der Medizinischen Hochschule mitbrachte, an der sie Anatomie lehrt. Ich muss immer wieder an die innige Umarmung meiner Schwester denken und an ihr Haar von der Farbe reifer Aprikosen, eine der wenigen Obstsorten, die nicht

im Garten unserer Datscha wuchsen, den mein Großvater angelegt hatte. Zehn Stunden zuvor hatte ich mich von beiden verabschiedet.

In unserem Hof in Leningrad, in dem ein Taxi darauf gewartet hatte, uns zum Flughafen zu bringen, hatte ein kleines Mädchen mit Zöpfen auf der Einfassung eines Sandkastens gehockt: grüne Augen, leicht schräg gestellte Augen, wie sie bei jedem Russen das Quäntchen tatarischer Herkunft erkennen lassen; blasse Sommersprossen, als hätte ihr jemand schmutziges Wasser ins Gesicht gespritzt. Als das Flugzeug an immergrünen Wäldern vorbeierollte und mit dem niedrigen russischen Himmel verschmolz, hätte ich am liebsten mit jenem Mädchen getauscht und, ohne an Aufbruch zu denken, mit mir und der Welt zufrieden auf dem Sandkastenrand meiner Kindheit gekauert.

Wenn ich nicht gerade beobachte, wie sich das Miniaturflugzeug auf dem Bildschirm in Richtung Westen bewegt, unterhalte ich mich mit meinem Nachbarn, einem mürrisch dreinblickenden Amerikaner mit dünnrandiger Brille und einem Glas Wodka in der Hand. Er nippt immer wieder an seinem Stolichnaya und hat mich soeben darauf aufmerksam gemacht, dass ich in den Vereinigten Staaten nie und nimmer einen Job als Lehrerin finden werde. Er ist ein emeritierter Professor für russische Literatur, verbittert und desillusioniert, und während wir über Grönland hinweggleiten, tut er meine nahende Zukunft in Amerika mit einer wegwerfenden Handbewegung ab. »Sie sollten lieber nach Hause zurückkehren«, sagt er, wobei er in sein Glas starrt und die Eiswürfel klirren lässt. »Wir haben das Jahr 1980, und das, wonach Sie in den Vereinigten Staaten suchen, gibt es nicht mehr. Bei Ihrer Familie in Russland sind Sie besser aufgehoben.«

Meine Familie in Russland würde ihm Beifall spenden – vor allem meine Mutter, die fürchtet, ich werde auf der Straße betteln und unter einer Brücke schlafen müssen, wie sie aus der ›Prawda‹ weiß.

Ich sollte diesem Russlandexperten sagen, dass mein frischgebackener amerikanischer Ehemann mich am Flughafen erwartet, vermutlich mit einer ganzen Liste von Angeboten für Lehrtätigkeiten in der Tasche. Sollte ihm sagen, er möge sich um seinen eigenen Kram kümmern. Ihm sagen, dass in Russland niemand je auf die Idee käme, in ein Getränk Eiswürfel zu mischen oder an einem Wodka nur zu nippen. Aber das tue ich nicht. Ich bin eine fügsame ehemalige Pionierin, die erst heute Morgen die Sowjetunion verlassen hat, auf dem Tisch des KGB-Beamten ein durchwühlter Koffer mit zwanzig Kilo von dem, was bis dahin mein Leben ausgemacht hat.

*

Im sterilen Labyrinth des Washingtoner Dulles International Airport zerrt mich ein Beamter in einen kleinen Raum, fordert mich auf, Platz zu nehmen, und richtet eine Kamera auf mein Gesicht. Es blitzt, und ich blinzele. Ein weiterer Mann in Uniform drückt meinen Zeigefinger in ein Stempelkissen und dann auf ein Blatt Papier. »Unterschreiben und datieren Sie hier.« Er deutet auf eine Linie, auf der ich meinen Namen und das Datum, den 10. August 1980, niederschreibe. »Hier ist Ihre Greencard«, sagt er und reicht mir ein kleines viereckiges Stück Plastik. Ich weiß nicht, warum er es *green card* nennt. Es ist doch weiß, mit einem Fingerabdruck in der Mitte als Beleg dafür, dass das verdutzte Gesicht mir gehört.

Ich fühle mich wie in einem Aquarium, als würde ich alles

durch verschiedene Wasserschichten hindurch wahrnehmen, klarer und ruhiger und intensiver als sonst, während sich das eigentliche Leben bei den Menschen hinter der Glasscheibe abspielt. Sie ziehen Koffer hinter sich her, die wie von Zauberhand bewegt hinter ihnen herrollen; warten geduldig und teilnahmslos in Schlangen auf ihre Flüge – das Ganze ohne Farbe oder Ton, wie in einem Stummfilm. Mit meiner neuen Identität, die mir die Karte in meiner Hand verleiht, schwebte ich aus dem Büro der Einwanderungsbehörde, wobei mein Koffer sich seltsam leicht anfühlt, als hätte sich der Wert meiner russischen Habseligkeiten mit dem Stempel der Einwanderungsbehörde auf einen Schlag verringert. Das Schild vor mir weist mit einem Pfeil den Weg zu einem sogenannten *RESTROOM*, der allerdings, wie ich feststellen muss, keineswegs zum Ausruhen gedacht ist. Der Boden glänzt, die Händetrockner surren, und die Wasserhähne funkeln – *restroom* ist die treffende Bezeichnung für diesen Luxus. Er scheint in die makellose Zukunft der Science-Fiction zu gehören. Ich muss an die rostigen Toiletten des Internationalen Flughafens Pulkowo denken, den ich gerade hinter mir gelassen habe, an ihre korrodierten Rohre mit den trist herabbaumelnden Spülkastenketten. Nie kam genügend Wasser heraus, um das demütigende Gefühl wegzuspülen, gerade so eben ein Mensch zu sein.

In der Menge der Wartenden entdeckte ich Robert, meinen frischgebackenen amerikanischen Ehemann, einen Mann, den ich kaum kenne. Er späht durch seine dicken Brillengläser in meine Richtung, ohne mich inmitten der Ankommenden ausfindig zu machen. Es ist ein seltsames Gefühl, einen hochgewachsenen Fremden in Cordjeans, mit dichten schwarzen Locken, die sein erwartungsvolles Gesicht umrahmen, als *Ehemann* zu bezeichnen. Und was ist mit mir? Möchte ich eine

Ehefrau sein? In Russland verbindet man diesen Begriff vor allem mit Stehen: in Schlangen, an Bushaltestellen, am Herd.

Fünf Monate zuvor war Robert nach Leningrad gekommen, um mich zu heiraten, zum blanken Entsetzen meiner Mutter. Wir standen im Trauungsraum des Hochzeitspalastes am Ufer der Newa – begleitet von einer kleinen Schar verlegener Verwandter und enger Freunde – vor einer Frau in einem roten Kleid mit einer breiten roten Schärpe quer über der Brust, die eine Rede über die Bildung einer neuen gesellschaftlichen Zelle hielt. Die Rede war eigens auf internationale Eheschließungen zugeschnitten, das heißt ohne die geringste Anspielung auf unseren künftigen Beitrag zur sowjetischen Sache oder auf die leuchtende Morgenröte des Kommunismus.

Ehrlich gesagt schien mir die Möglichkeit, Russland zu verlassen, nie so verlockend wie die Aussicht, meine Mutter zu verlassen. Meine Mutter, ein Ebenbild meines Mutterlandes – sie war herrisch und fürsorglich, lenkte und beschützte –, hatte ein Gespinnst aus widersprüchlichen Gefühlen gewoben, so unentwirrbar wie die Nerven und Muskeln auf ihren anatomischen Schaubildern, die ich als Kind abgezeichnet hatte. Unsere Wohnung am Maklin-Prospekt war der Sitz des *Politbüros*; meine Mutter dessen ständige Vorsitzende. Sie präsierte in unserer Küche über einem Topf Borschtsch und befahl mir in demselben Tonfall, der ihre Anatomiestudenten erschauern ließ, zu essen. Sie schützte mich mit einer festen Umarmung vor Gefahren, Erfahrungen, ja vor dem Leben selbst, einer Umarmung, die mich ahnungslos ließ und mir den Atem benahm und dazu führte, dass ich den ersten Herausforderungen des Erwachsenendaseins hilflos gegenüberstand. Sie hatte die Hungersnot, Stalins Schreckensherrschaft und den Großen Vaterländischen Krieg überlebt und kontrollierte und

überwachte alles. Was sie durchgemacht hatte, sollte meiner Schwester und mir erspart bleiben.

Robert und ich sind uns im vergangenen Sommer begegnet, während eines sechswöchigen Russischkurses für amerikanische Studenten an der Leningrader Universität, an der ich unterrichtete. In den beiden letzten Unterrichtswochen streiften wir gemeinsam durch die Straßen, und ich zeigte ihm das wahre Gesicht meiner Heimatstadt, all jene Orte, die zu gewöhnlich sind, um im Fotoalbum neben den Hochglanzschnappschüssen von Bronzestatuen und goldenen Kuppeln Platz zu finden. Wir schlenderten durch die Seitenstraßen mit ihrer geborstenen Asphaltdecke, von denen aus man durch zerbröckelnde Torbögen in labyrinthartige Innenhöfe gelangt, in jene Dostojewski'schen Schächte, die einen so traurig stimmen und dafür sorgen, dass sich die russische Seele in unauflöslicher Freudlosigkeit verknotet. Hätte die Leiterin des Programms oder deren KGB-Ehemann geahnt, dass ich mir die Zeit mit einem Amerikaner vertrieb, würde ich heute nicht die Pracht des Flughafens in Washington, D.C. bestaunen. Nach vier Monaten, in denen wir einander Briefe schrieben, kehrte Robert im Dezember nach Leningrad zurück, mit dem Angebot, mich, falls ich das Land verlassen wolle, zu heiraten – unter einer Bedingung: Ich müsse mir darüber im Klaren sein, dass er für eine Ehe nicht bereit sei.

Er sei nicht bereit, eine feste Beziehung einzugehen, sagte Robert. Er wolle sich auch weiterhin mit anderen Frauen treffen, vor allem mit seiner Kollegin Karen, die in Austin, wo er an seiner Doktorarbeit in Physik arbeite, Russisch unterrichtete. Wir würden eine offene Ehe führen, sagte er. »Eine offene Ehe?«, wiederholte ich, während wir auf unseren Wohnblock in Leningrad zusteuerten. Es herrschte eine Kälte von minus

25 Grad, und die Luft war dermaßen eisig, dass sie sich in meiner Kehle wie Glassplitter anfühlte. Wir stützten uns gegenseitig, da der Bürgersteig mit einer Eisschicht überzogen war.

Ich hatte nicht gewusst, dass der Begriff *Ehe* mit einem Adjektiv einhergehen kann, das die eigentliche Bedeutung des Wortes zunichtemacht, aber schließlich wusste ich vieles nicht. Ich hatte zum Beispiel lange nicht gewusst, dass meine Mutter, die immer so sehr auf Anstand und Ordnung bedacht war, schon zwei Ehen hinter sich hatte, als sie meinen Vater kennenlernte – zwei überstürzt eingegangene kurzlebige Verbindungen. Weit entfernt davon, perfekt zu sein, haben sie noch nicht einmal halbwegs funktioniert. Und bevor ich von meinen Kommilitoninnen davon erfuhr, hatte ich nicht gewusst, dass es durchaus legal war, einen Ausländer zu heiraten und dann das Land zu verlassen. Meine Mutter hatte mich sorgsam von der russischen Lebenswirklichkeit abgeschirmt; mein Mutterland wiederum hatte innerhalb seiner Grenzen jegliche andersgeartete Lebensform von uns ferngehalten. Wir drängten uns in unserer schlecht sitzenden Kleidung auf der sowjetischen Seite des Eisernen Vorhangs und hatten nicht die geringste Ahnung vom Rest der Welt.

»Ich verstehe«, hatte ich an jenem frostigen Tag in Leningrad zu Robert gesagt – Worte, die in einer kleinen Wolke aus gefrorenem Atem in der Luft schwebten –, auch wenn es nicht der Wahrheit entsprach.

KAPITEL 2

Ich wandle mit Robert durch die luftigen Räume der Smithsonian Institution in Washington, D. C. Im Nationalmuseum für Luft- und Raumfahrt hängen jede Menge Flugzeuge von der Decke herab und stellen ihre antiquierte Propellerunschuld zur Schau. Wir bestaunen Weltraumkapseln, in denen man auf dem Astronautensitz Platz nehmen und so tun kann, als würde man durchs All schweben. »Ich bin Juri Gagarin«, sagt Robert auf Russisch und drückt auf die Knöpfe am Armaturenbrett. Ich muss kichern.

Als das Flugzeug sich heute Morgen im Anflug über den mir noch fremden Konturen der Hauptstadt meines neuen Landes befand, hatte ich versucht, mir meinen Ehemann ins Gedächtnis zu rufen. Zu dem, der mir gerade diese Wunder des Alls vorführt, scheint diese Bezeichnung nicht recht zu passen. Und was wäre gewesen, wenn er nicht in der wartenden Menge am Flughafen gestanden hätte? Wenn er zur Vernunft gekommen wäre und eingesehen hätte, dass ich hier nicht gerade die rosigsten Aussichten habe, worauf mich ja schon der griesgrämige Professor für russische Literatur im Flugzeug unmissverständlich hingewiesen hatte?

In der Woche vor unserer Heirat im März waren Robert

und ich in der Wohnung meiner älteren Halbschwester väterlicherseits untergekommen, allerdings nicht ohne dass meine Mutter mit zusammengekniffenen Lippen stillschweigend zu verstehen gegeben hätte, dass es unschicklich sei, wenn zwei Menschen zusammenwohnten, bevor der Staat sie offiziell für verheiratet erklärte. Ich genoss es, meiner Familie eine ganze Woche lang fern zu sein und so zu tun, als wäre ich mit einem äußerst exotischen Unbekannten verheiratet. Ich bildete mir sogar ein, Robert zu lieben. Als wir zum ersten Mal miteinander im Bett waren, verhielten wir uns beide eher zögerlich, als befürchteten wir, etwas Fremdes, Abstoßendes am anderen zu entdecken. Wirklich ungewohnt am amerikanischen Sex war für mich jedoch, wie sich herausstellte, lediglich das Angebot an Verhütungsmitteln.

In Leningrad hatte mir Roberts Fremdartigkeit gefallen. Mir gefiel, dass er das Verbotene und Unbekannte verkörperte, dass die Erwähnung seiner Nationalität den Leuten den Atem verschlug. Mir gefiel, dass Robert mich aus dem Kollektiv herausgeholt hatte und ich von da an das genaue Gegenteil dessen sein konnte, was wir in Russland alle waren: zynisch und duckmäuserisch. Unsere Seelen waren gespalten, schizophran. Ich würde diese beiden Teile wieder zusammenfügen und mein Selbst heilen, dachte ich. Würde nicht länger ein beflissener sowjetischer Teenager und Pionier sein und nach staatlich sanktionierter Anerkennung lechzen oder die kleine Schwester einer Schauspielerin, die diese anfleht, sie hinter die Bühne mitzunehmen, oder eine angepasste Erwachsene, die mit allen anderen im Gleichschritt marschiert.

Die Luft im Museum ist kühl und riecht nach nichts. Die Kühle rührt, wie ich weiß, von der Klimaanlage her, einer kapitalistischen Erfindung, über die ich in einem amerika-

nischen Roman gelesen habe. Aber warum riecht es nach rein gar nichts? Russland bedrängt deine Nase: Milch, die immer kurz davor ist, sauer zu werden, die feuchte Wolle von Wintermänteln, die wir fünf Monate lang tagtäglich tragen, von Urin verzugene Gummifliesen in Telefonzellen, die Abgase dieselbetriebener Lastwagen, Mottenkugeln oder Suppe vom Vortag. Hier indessen riecht es, obwohl draußen vierunddreißig Grad Celsius herrschen (dreiundneunzig Fahrenheit, sagt Robert) – eine Temperatur, die ich nur aus Büchern über die sowjetischen Republiken Zentralasiens kenne –, nach gar nichts. Die Leute, die an uns vorbeigehen, hinterlassen keinen Geruch nach ungewaschener Kleidung, und in der Cafeteria des Museums, in der wir zu Mittag essen, stinkt es nicht nach gekochtem Kohl und Geschirrtüchern aus alten, von Laufmaschinen durchgezogenen Nylonstrümpfen, die sich nicht mehr ausbessern lassen.

Ich weiß noch nicht einmal, ob ich den antiseptischen Raum mit dem blitzblanken Fußboden und den lächelnden Kassierinnen als Cafeteria bezeichnen soll. Wo sind die Brotkrumen und angetrockneten Lachen aus Kohlsuppe? Wo die leeren Serviettenständer – geklaute Servietten dienen als Toilettenpapier – und wo die Fliegen? Und was hat eine funkelnde Flasche mit Ketchup, frei zugänglich, auf jedem einzelnen Tisch zu suchen?

»Was möchtest du?«, fragt Robert, eine einfache Frage, die ich nicht beantworten kann, da ich kein einziges Wort auf der Speisekarte an der Wand verstehe. Ich stehe stumm und sprachlos vor der Theke und sehne mich nach einer Hand, die mich wie durch ein Wunder aus meinem betretenen Schweigen herausholt. Ich stoße ein piepsiges »Ich weiß nicht« hervor, als wäre dies meine erste Prüfung in Amerika, bei der ich gleich durchgefallen wäre. Soll ich Robert gegenüber zugeben,